

Mathias Binswanger

Die Tretmühlen des Glücks

Wir haben immer mehr
und werden nicht glücklicher.
Was können wir tun?

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Aktualisierte Neuausgabe 2019

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2006
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Chris Langohr Design
Umschlagmotiv: © Tatyana Markusheva/dreamstime
Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-60079-1
ISBN (eBook) 978-3-451-81623-9

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	
Das merkwürdige Verhältnis zwischen Geld und Glück	11
Teil I:	
Der Zusammenhang zwischen Einkommen und Glück – Was die empirische Forschung sagt	17
1. Was ist Glück und wie kann man es messen?	18
2. Sind die Menschen in reichen Ländern glücklicher als in armen Ländern?	24
3. Sind die Menschen mit dem Wirtschaftswachstum glücklicher geworden?	28
4. Sind reiche Menschen glücklicher als arme Menschen?	30
5. Können reichere Menschen mehr Dinge tun, die glücklich machen?	34
6. Mehr Geld, weniger Zeit – Menschen im Stress	41
Teil II:	
Tretmühlen, die Glück versprechen, es aber verhindern	47
7. Die Statustretmühle	48
8. Die Anspruchstretmühle	68
9. Die Multioptionstretmühle	83
10. Die Zeitspartretmühle	107
11. Das Dilemma moderner Wirtschaften: kein Wachstum ohne Tretmühlen	126

Teil III:	
Raus aus den Tretmühlen!	139
12. Sitzen wir alle in der Falle?	140
13. Strategie 1: Wahl des richtigen Teiches!	144
14. Strategie 2: Attraktives Sozialleben statt Anhäufung materieller Güter!	150
15. Strategie 3: Nicht immer nach dem Besten suchen!	155
16. Strategie 4: Vermeidung von stressigen Formen des Familienlebens!	163
17. Strategie 5: Nutzung der Potenziale für räumliche und zeitliche Flexibilisierung!	173
18. Strategie 6: Keine Verherrlichung von Effizienz, Innovation, Wettbewerbsfähigkeit und Reformen!	179
19. Strategie 7: Einführung von verpflichtenden Beschränkungen!	186
20. Strategie 8: Kampf der Ranking-Manie!	192
21. Strategie 9: Beschränkung der Spitzengehälter statt mehr staatlicher Umverteilung!	197
22. Strategie 10: Üben Sie sich in der Lebenskunst!	204
Anmerkungen	208
Literatur	214

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch geht zurück auf eine Konferenz an der Universität Bicocca in Mailand im Jahre 2003. Diese stand unter dem Titel „Die Paradoxien des Glücks“ und vereinigte Philosophen, Psychologen, Soziologen und Ökonomen. Sie präsentierten Forschungsarbeiten zum Glücksparadox, welches die Tatsache beschreibt, dass wir zwar immer reicher, aber nicht glücklicher werden. Ich war einer der an der Konferenz beteiligten Ökonomen und mein Vortrag trug den Titel „Warum macht uns der steigende Wohlstand nicht glücklicher? – Die Tretmühlen hinter den Glücksparadoxien“. Die vier verschiedenen Tretmühleneffekte, die ich dort als eine Ursache für die Stagnation des Glücks vorgestellt habe, bilden nun die Grundlage des vorliegenden Buches.

Ein Buch zum Thema Glück zu schreiben, entbehrt allerdings nicht einer gewissen Ironie. Denn unzählige Stunden allein vor dem Computer zu sitzen und Satz für Satz in die Tastatur zu hämmern, ist sicher keine Tätigkeit, die für besonders glückliche Momente sorgt. Zwei Tatsachen haben allerdings dazu beigetragen, dass mein persönliches Glücksempfinden unter dem Buch nicht allzu stark gelitten hat. Zum einen habe ich dem monotonen Schreibprozess durch mehrfache geografische Veränderung entgegengewirkt. Teile dieses Buches sind in so exotischen Ländern wie Äthiopien, Kenia oder Madagaskar entstanden, wo einfache Hotelzimmer zu meiner Schreibstube mutierten. Und zum andern war ich gezwungen, das Schreiben immer wieder für längere Zeit zu unterbrechen, da dieses Buch neben meiner Tätigkeit als Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten entstand. Auf diese Weise wurden allzu intensive und lange Schreibphasen auf ganz natürliche Weise verhindert – allerdings auch eine schnelle Fertigstellung des Buches.

Eine intensive Schreibphase gab es jedoch. Aufgrund eines mir von der Fachhochschule Nordwestschweiz genehmigten Frei-

semesters konnte ich während des Jahres 2004 mehrere Monate ohne Lehrverpflichtung an diesem Buch arbeiten. Ich hoffe deshalb, mit dem nun vorliegenden Resultat auch einen Beweis für den Nutzen von Freisemestern zu liefern, denn ohne dieses wären die *Tretmühlen des Glücks* wohl für immer in der Planung geblieben. Eine weitere Institution, die für das Entstehen dieses Buches eine entscheidende Rolle gespielt hat, ist der Club of Vienna, dem ich seit Jahren als Mitglied angehöre. Dieser Club wurde vom im Jahre 2005 verstorbenen Evolutionsbiologen Rupert Riedl in Wien gegründet und vereinigt Wissenschaftler aus ganz unterschiedlichen Disziplinen. Verschiedene Teile dieses Buches (vor allem Kapitel 11) sind aus Projekten des Clubs hervorgegangen, die sich mit der Zukunft unserer Wirtschaft und ihren Auswirkungen auf Gesellschaft und Umwelt auseinandersetzen.

Bis hierher entspricht das Vorwort dem Originalvorwort aus dem Jahr 2006. Inzwischen sind 12 Jahre vergangen, doch die Grundkenntnis ist geblieben: Wir werden immer reicher, aber nicht glücklicher. Zwar haben einige Ökonomen in der Zwischenzeit zu beweisen versucht, dass das durchschnittliche Glücksempfinden selbst in wohlhabenden Ländern mit dem Wirtschaftswachstum weiter zunimmt. Doch die empirischen „Beweise“ ließen sich nur mit statistischer Gewalt aus den Daten herauspressen und blieben wenig überzeugend. Und auch die seither über uns hereingebrochene digitale Transformation hat keinen neuen Glücksschub ausgelöst. Es gibt somit keine grundlegend neuen empirischen Erkenntnisse, welche die 2006 gezogenen Schlussfolgerungen in Frage stellen würden. Ich habe nur einige Aktualisierungen vorgenommen und die Literatur ergänzt.

Geblieben ist auch das im Buch angesprochene Dilemma moderner Volkswirtschaften. Einerseits macht weiteres Wachstum die Menschen in wohlhabenden Ländern im Durchschnitt nicht glücklicher. Andererseits leben wir in Wirtschaften, die ohne Wachstum nicht funktionieren. Zu diesem Thema erscheint ebenfalls 2019 ein Buch von mir unter dem Titel *Der Wachs-*

tumszwang – warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen muss, selbst wenn wir genug haben. Dort werden die ökonomischen Hintergründe dieses Dilemmas genauer ausgeleuchtet und es wird erklärt, wie der Wachstumszwang tatsächlich zustande kommt. Wer sich für diese Fragestellung interessiert, sei deshalb an mein neues Buch verwiesen.

Auch mein persönliches Glück hat durch die Publikation von *Die Tretmühlen des Glücks* einen entscheidenden Schub erhalten. Erstmals richtete ich mich mit diesem Buch an eine breite Öffentlichkeit und nicht mehr an ein paar Fachkollegen, wie das der Fall ist, wenn man rein wissenschaftliche Artikel schreibt. So konnte ich endlich etwas Humor in meine Texte einfließen lassen und mich der Monotonie des Fachjargons entziehen. Dadurch kehrte auch die Freude an der wissenschaftlichen Tätigkeit zurück, die mir immer mehr abhandenzukommen drohte. Ich hatte das Gefühl, mich wieder mit interessanten und relevanten Themen zu beschäftigen, ohne Sachverhalte möglichst kompliziert in formalen Modellen darstellen zu müssen. So war dieses Buch auch der Startschuss für ein zweites wissenschaftliches Leben als „populärer Ökonom“, der sich bemüht, Bücher und Artikel zu schreiben, die unterhaltend und allgemeinverständlich sind, und gerne Vorträge vor NichtökonomInnen hält.

Olten, Dezember 2018

Einleitung

Das merkwürdige Verhältnis zwischen Geld und Glück

*„Glücklich möchten alle Menschen werden.
Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein,
meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten
sich zusammen wie die Kartoffel zur Kartoffelstaude,
die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie doch gröblich!“*

(JEREMIAS GOTTHELF)

Das durchschnittliche Glücksempfinden bzw. die Zufriedenheit der Menschen in entwickelten Ländern nimmt schon lange nicht mehr zu, obwohl die durchschnittlichen Einkommen sich mit dem Wirtschaftswachstum stets weiter erhöhen. Das belegen die empirischen Studien, auf die ich mich in Teil I dieses Buches beziehe. Aber das ist noch nicht alles. Umfragen zeigen auch, dass sich immer mehr Menschen gestresst fühlen. Daraus lässt sich eine eindeutige Schlussfolgerung ziehen: Offenbar leben Menschen nicht so, wie es für sie selbst am besten wäre.

Es ginge ihnen insgesamt besser, wenn sie mehr Zeit hätten und dafür auf zusätzliches Einkommen verzichten würden. So zeigt etwa eine Untersuchung, dass Menschen, die Überstunden machen und deshalb mehr verdienen, dadurch nicht glücklicher werden.¹ Trotzdem machen aber viele Menschen freiwillig Überstunden und streben generell nach einem immer noch höheren Einkommen. Die interessante Frage lautet deshalb: Wenn die Menschen ein anderes Verhalten glücklicher machen würde, warum ändern sie es dann nicht?

Der Grund liegt in den sogenannten Treitmühleneffekten, welche im Zentrum von Teil II dieses Buches stehen. Auf einer Treitmühle kann man immer schneller laufen und diese immer schneller bewegen, doch man bleibt immer am selben Ort. Genau gleich verhält es sich mit dem menschlichen Streben, durch mehr Einkommen glücklicher zu werden. Die Menschen

werden dadurch zwar immer reicher, aber was ihr Glücksempfinden betrifft, treten sie auf der Stelle. Die Hoffnung auf mehr Glück wird ständig enttäuscht, dennoch wird an diesem irrationalen Glauben festgehalten.

Dass Geld nicht glücklich macht, ist keine neue Erkenntnis. Wir alle kennen diese Redewendung seit früher Kindheit. Aber es gibt einen neuen Gedanken, der die alte Volksweisheit wieder in Frage stellt. Er lautet: „Menschen, die behaupten, dass

„Menschen, die behaupten, dass Geld nicht glücklich macht, wissen nicht, wo einkaufen.“

Geld nicht glücklich macht, wissen nicht, wo einkaufen.“ Was ist nun richtig? Die überraschende Antwort lautet: Beide Aussagen treffen heute zu. Die Glücksforschung zeigt uns deutlich, dass mehr Einkommen die Menschen in entwickelten Ländern im Durchschnitt nicht glücklicher

macht.² Doch es stimmt auch, dass wir nur selten wissen, was und wo wir einkaufen sollen, um tatsächlich glücklicher zu werden.

Dies ist aber ein viel tieferes Problem, als es die obige Aussage suggeriert. Mit der Entwicklung hin zu einer Multioptionsgesellschaft wird es immer schwieriger, die Produkte, Dienstleistungen oder Freizeitbeschäftigungen zu finden, die wir tatsächlich bräuchten, um glücklicher zu sein. Wir ertrinken in der Fülle von Möglichkeiten und haben nur mehr selten die Zeit, eine vernünftige Auswahl zu treffen. Der amerikanische Psychologe Barry Schwartz hat dieses Phänomen in seinem Buch „The Tyranny of Choice“ (dt.: Anleitung zur Unzufriedenheit) eindringlich beschrieben. Er zeigt, wie die wachsende Zahl an Produkten und Dienstleistungen und die immer zahlreicher werdenden Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, also die Auswahl zunehmend zur Tyrannei wird. Und diese Tyrannei ist bereits ein Teil der Erklärung, warum Menschen mit steigendem Einkommen nicht glücklicher werden (siehe Kapitel 9).

Dazu kommt, dass es zwar immer mehr Produkte und Dienstleistungen gibt, aber Dinge wie Liebe, Erfolg, Gesundheit oder Schönheit, die wirklich glücklich machen würden, sind

nach wie vor nur selten käuflich erwerbbar. Zwar zeigt die Werbung ständig Menschen, die dank neuer Produkte, Seminare, Kurse oder Diäten liebesfähiger, erfolgreicher, schöner und gesünder geworden sind. Doch wenn man es dann selbst versucht, scheitert man oft kläglich. Das „Nicht-Wissen, wo einkaufen“ ist für den modernen Menschen zu einem existenziellen Zustand geworden, der ihn auf unangenehme Weise an seine eigenen Grenzen in einer Gesellschaft der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten erinnert. Mehr Einkommen in mehr Glück zu verwandeln, wird somit zunehmend zur Sisyphusarbeit.

Wir sind aber nicht dazu verdammt, einfach weiter in den Tretmühlen zu verharren und uns weiter vergeblich abzurackern. In Teil III dieses Buchers wird aufgezeigt, wie wir aus den Tretmühlen ausbrechen können, die unmerklich zu einem Teil unseres wirtschaftlichen und sozialen Alltags geworden sind. Wir sollten uns wieder auf den eigentlichen Daseinszweck der Wirtschaft besinnen, den George Bernhard

„Ökonomie ist die Kunst, das Beste aus unserem Leben zu machen.“

Shaw folgendermaßen beschrieben hat: „Ökonomie ist die Kunst, das Beste aus unserem Leben zu machen.“ Mit anderen Worten: Es geht nicht um Einkommensmaximierung, sondern Ziel der wirtschaftlichen Tätigkeit sind letztlich Glück, Zufriedenheit, Lebensqualität, oder noch wissenschaftlicher ausgedrückt, subjektives Wohlbefinden. Wozu sonst verdient man schließlich sein Geld, das man ja bekanntlich am Ende des Lebens nicht mitnehmen kann?

Der Ausbruch aus den Tretmühlen ist allerdings kein einfacher Prozess, denn diese sind gleichzeitig auch treibende Kräfte des Wirtschaftswachstums. Einerseits ermöglichen sie unseren Wohlstand, aber auf der anderen Seite hindern sie uns an einem glücklicheren Leben. Mit anderen Worten: Ohne Tretmühlen gibt es kein Wirtschaftswachstum und ohne Wachstum geraten moderne Volkswirtschaften in ernsthafte Schwierigkeiten. Dahinter steckt ein grundsätzliches Dilemma moderner Wirtschaften, dem

wir in diesem Buch ebenfalls auf die Spur kommen wollen (siehe Kapitel 11).

Aus ökonomischer Sicht geht es bei der Suche nach der Verwirklichung eines glücklichen Lebens um einen zweistufigen Prozess. Erstens müssen wir ein Einkommen erzielen, damit wir uns die Dinge überhaupt leisten können, die wir für ein glückliches Leben brauchen. In dieser Hinsicht sind wir in den Industrieländern im Allgemeinen Profis. Von klein auf lernen wir die Fähigkeiten, die es braucht, um in der Arbeitswelt Karriere zu machen und viel Geld zu verdienen. Leider reicht das aber nicht aus, wie viele Menschen in ihrem späteren Leben schmerzlich erfahren müssen. Man muss auch in der Lage sein, das verdiente Einkommen so zu verwenden, dass es tatsächlich glücklich macht. Das ist die zweite und noch schwierigere Stufe bei der Verwirklichung eines glücklichen Lebens. Und in dieser Beziehung sind wir oft grauenhafte Amateure.

So gut wir beim Geldverdienen sein mögen, so schlecht sind wir bei der Umsetzung des Einkommens in Glück oder Zufriedenheit. Die dafür erforderlichen Fähigkeiten, die sich mit dem französischen Begriff „Savoir-vivre“ oder dem deutschen Wort „Lebenskunst“ umschreiben lassen, werden uns in der Schule nicht beigebracht.

Ein Mensch, der nur ans Geldverdienen und Karrieremachen denkt, handelt in Wirklichkeit unökonomisch, weil er damit sein Glück nicht maximiert.

Ein Mensch, der nur ans Geldverdienen und Karrieremachen denkt, handelt in Wirklichkeit unökonomisch, weil er damit sein Glück nicht maximiert. Er verhält sich ineffizient, und zwar in dem Sinn, dass er seine ihm zur Verfügung

stehenden Ressourcen nicht optimal nutzt. Die wesentlichen Ressourcen für den einzelnen Menschen sind Zeit und Geld. Das Ziel muss sein, den optimalen Mix von Zeit und Geld zu finden, der zu einem möglichst glücklichen Leben führt.

Bei der Frage nach dem Glück des Einzelnen trifft sich somit die ökonomische Betrachtungsweise mit der Psychologie bzw. der Philosophie. Es geht um eine Rückbesinnung auf den eigent-

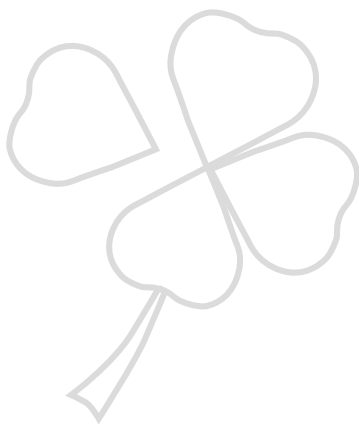
lichen Zweck des Wirtschaftens, der nicht in der Einkommensmaximierung, sondern in der Glücksmaximierung, bzw., wie es die Ökonomen ausdrücken, in der Nutzenmaximierung besteht.

Die in diesem Buch vertretene ökonomische Perspektive deckt sich wesentlich mit der Auffassung des Philosophen Jeremy Bentham (1789), der vor mehr als zweihundert Jahren in England lebte. Bentham ging davon aus, dass die Menschen nach einem glücklichen Leben streben und die beste Gesellschaft demzufolge diejenige ist, in der die Menschen insgesamt am glücklichsten sind. In der Folge erwies sich dieser zunächst einleuchtende Gedanke allerdings als problematisch. Wie sollte man feststellen, wie glücklich die Menschen insgesamt in einem Land sind? Dieser Frage fühlten sich die Ökonomen bald nicht mehr gewachsen, und so strichen sie den Begriff des Glücks aus ihrer Theorie und ersetzten ihn durch den harmloseren Begriff des Nutzens. Harmlos ist dieser Begriff insofern, als er vorsichtshalber so definiert wurde, dass er gar nicht messbar ist. Der Nutzen, so wie er heute in der ökonomischen Theorie verwendet wird, ist eine sogenannte ordinale Größe. Es lassen sich nur Aussagen darüber machen, ob der Nutzen eines Individuums durch bestimmte Handlungen zu- oder abnimmt, aber nicht, um wie viel er zu- oder abnimmt. Aus diesem Grund lässt sich der Nutzen verschiedener Güter nicht einfach addieren, und auch der Nutzen für verschiedene Menschen lässt sich nicht quantitativ vergleichen. Beobachten können wir gemäß der Annahmen der heutigen Standardökonomie nur die Folgen der Nutzenmaximierung der Individuen. Diese führt dazu, dass die Menschen, wenn sie rational handeln, das tun, was für sie am besten ist. Und tun sie das nicht, dann verhalten sie sich irrational, womit die meisten Ökonomen bis vor kurzem nichts zu tun haben wollten. Erst in neuester Zeit erkennt auch die ökonomische Forschung, dass man das Verhalten der Menschen nur verstehen kann, wenn man ihnen eine gehörige Portion Irrationalität zugesteht.

In der wirtschaftlichen und politischen Praxis konnte man mit dem nicht messbaren und blutleeren Nutzenbegriff der Ökonomie allerdings nie viel anfangen. Dort steht bis heute das

Wachstum des Bruttoinlandproduktes im Mittelpunkt des Interesses und nicht, wie sich dies Bentham vorgestellt hatte, das Glück der Menschen. Doch wenn Wachstum nicht glücklicher macht, dann macht die einseitige Ausrichtung der wirtschaftlichen Tätigkeit am Wachstum auch keinen Sinn. In der ökonomischen Theorie ist Wachstum ein Mittel und nicht ein Zweck. In der Realität ist dieses Mittel aber längst zum Zweck geworden, und kaum jemand spricht heute mehr von einem glücklichen Leben, wenn es um wirtschaftliche Fragestellungen geht. Jede Zeit produziert ihre eigenen Verrücktheiten, die dann später kaum mehr nachvollziehbar sind.³ Schon heute fragen wir uns, wie es möglich war, dass sich die Menschen in Russland und anderen osteuropäischen Ländern ihr Leben über fast 100 Jahre mit dem Kommunismus vermiesen ließen. Und unser Verständnis hört ganz auf, wenn es um Inquisition oder Hexenverbrennungen geht, womit Kirche und staatliche Justiz über lange Zeit Angst und Schrecken verbreiteten. Doch wir sollten vorsichtig sein. Spätere Generationen werden sich wahrscheinlich auch einmal fragen, warum sich die Menschen in der heutigen Gesellschaft trotz eines zuvor nie dagewesenen Wohlstands ständig noch mehr stressen ließen, statt diesen Wohlstand zu genießen. Vor fast 2000 Jahren degenerierte das damals reiche Rom, weil sich seine Bürger buchstäblich zu Tode amüsierten. Im Vomitorium steckten sie sich einen Finger in den Hals, um die gerade genossenen Leckerbissen wieder herauszukotzen, damit sie noch mehr Köstlichkeiten zu sich nehmen konnten. So erfanden die alten Römer ständig noch perversere und raffiniertere Methoden, um ihren Wohlstand zu verprassen. Doch dieser Degenerationsprozess war immerhin unterhaltsam und mit einem – wenn auch fragwürdigen – Genuss verbunden. In den Industrieländern laufen wir heute jedoch Gefahr, auf eine viel unattraktivere Art zu degenerieren. Es lohnt sich, dagegen etwas zu unternehmen.

Teil I:
**Der Zusammenhang zwischen Einkommen
und Glück –
Was die empirische Forschung sagt**



*Wohlstand ist das Durchgangsstadium
von der Armut zur Unzufriedenheit.*

(HELMAR NAHR)

Was ist Glück und wie kann man es messen?

Wenn man etwas über den Zusammenhang zwischen Einkommen und Glücksempfinden der Menschen aussagen will, dann sollte man erstens eine Vorstellung davon haben, was mit dem Begriff Glück gemeint ist, und zweitens sollte man dieses Glück auch noch irgendwie messen können.

Über die erste Frage wollen wir uns hier nicht allzu sehr den Kopf zerbrechen. Je mehr man sich fragt, was denn Glück genau bedeutet, umso unklarer und vielschichtiger wird der Glücksbegriff. Der Psychiater Thomas Szasz hat dies einmal folgendermaßen ausgedrückt⁴: „Glück ist ein imaginärer Zustand, den früher die Lebenden bei den Toten vermutet haben, und heute

„Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück.“

im Allgemeinen Erwachsene den Kindern und diese den Erwachsenen zuschreiben.“ Das wirkliche Glück vermutet man also immer bei anderen oder an einem anderen Ort, wie schon der romantische

Dichter Georg Philipp Schmidt in seinem von Franz Schubert vertonten Gedicht *Der Wanderer* feststellte: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück.“

Auch viele Philosophen, die sich vorgenommen hatten, das Glück dingfest zu machen, wurden darüber selbst wenig glücklich. Einer davon war John Stuart Mill, der Patensohn des bereits erwähnten Jeremy Bentham, der sich später vor allem als Ökonom einen Namen machte. Die Frage nach dem Glück trieb ihn fast zur Verzweiflung, da er glaubte, verschiedene Formen des Glücks auch noch moralisch werten zu müssen. Schließlich kam er zur Erkenntnis, es sei besser, „ein unzufriedener Sokrates als ein zufriedenes Schwein zu sein“. Nach Mill wäre also eine Gesellschaft, die aus unzufriedenen und damit unglücklichen Philosophen besteht, einer Gesellschaft von glücklichen Schweinen vorzuziehen. Letztere tragen schließlich nur wenig zur Entwicklung und damit zum langfristigen Glück der

Menschheit bei. Allerdings ist dem entgegenzuhalten, dass eine Horde unzufriedener Philosophen für ihre Mitbürger auf die Dauer wohl kaum genießbar wäre. Griesgrämige Philosophen sind im Alltag eine Zumutung, und nicht selten werden sie unausstehlich. Da nimmt man doch lieber mit den zufriedenen Schweinen vorlieb, auch wenn diese die menschliche Geistesgeschichte kaum voranbringen!

Aber die Frage nach dem „richtigen Glück“ ist nur eine der vielen offenen Fragen rund um diesen Begriff. So kann man sich auch überlegen, wie sich denn der allgemeine Glückszustand eines manisch Depressiven mit dem Glückszustand eines permanent gleichmütigen, gefühlsneutralen Menschen vergleichen lässt. Für den einen gilt: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“. Extreme Glückszustände wechseln sich ab mit tiefsten Depressionen. Der andere hingegen hat kaum Gefühlschwankungen. Er erlebt keine ekstatischen Momente, doch andererseits wird er auch nie depressiv. Welcher dieser beiden Menschen ist nun glücklicher? Auch hier gibt es keine eindeutige Antwort. Die alten Epikuräer (etwa 300 vor Christus) waren der Ansicht, dass die Vermeidung von Schmerz und Depressionen der Königsweg zu einer zufriedenen Existenz sei, was nichts anderes heißt, als dass der gefühlsneutrale Mensch besser dran ist. Doch etwa zwei Jahrtausende später meinte Friedrich Nietzsche in *Also sprach Zarathustra*, dass die Suche nach extremen Glückszuständen das wichtigste Ziel des Menschen sein sollte.

Lassen wir die Philosophen sich weiter die Köpfe über solche Probleme zerbrechen! Im Rahmen dieses Buches geht es nur um die Frage, inwiefern und warum Einkommen das Glück der Menschen beeinflusst, ganz egal, ob diese Gesellschaft nun mehrheitlich aus manisch Depressiven, Gefühlsneutralen, unzufriedenen Philosophen oder zufriedenen Schweinen besteht. Wir gehen somit pragmatisch davon aus, dass Menschen, die sich glücklich fühlen, einfach glücklich sind,⁵ ohne diesen Zustand weiter zu interpretieren. Zwar hat die moderne Psychologie das Glück mittlerweile in zwei Komponenten zerlegt, doch

auch das soll uns hier nicht weiter beunruhigen. Da gibt es einerseits die langfristig angelegte allgemeine Zufriedenheit mit der eigenen Existenz (baseline happiness), die mit der generellen Einschätzung des Lebens zusammenhängt. Und auf der anderen Seite gibt es das momentan empfundene Glück oder Unglück, welches von den gerade gegebenen Umständen abhängt (affective states).⁶ Bei der Analyse des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen spielen aber beide dieser Glückskomponenten eine Rolle. Mehr Einkommen sollte sowohl zu mehr Lebenszufriedenheit als auch zu vermehrten Glücksmomenten führen. Sprechen wir deshalb im folgenden von Glück, dann schließt dies immer beide Komponenten mit ein.

Bleibt jedoch die Frage, wie denn das Glück überhaupt gemessen werden kann. Am einfachsten wäre das mit einem technischen Messgerät, welches den Glückszustand eines Menschen objektiv feststellt, so wie etwa ein Thermometer die Temperatur misst. Ein solches Messgerät würde dann zum Beispiel die elektrische Hirnaktivität, die Konzentration gewisser Substanzen im Gehirn, den Pulsschlag des Herzens und die Hautfeuchtigkeit messen und daraus mittels eines Computerprogramms einen objektiven Glückswert berechnen. Der britische Ökonom Francis Ysidoro Edgeworth träumte bereits im Jahre 1881 von einem solchen Gerät und nannte es Hedonometer. Leider hat uns der technische

*Glück ist
nicht messbar.*

Fortschritt in dieser Hinsicht im Stich gelassen – bis heute gibt es keine Hedonometer. Also bleibt den Glücksforschern nichts anderes übrig, als die Menschen nach ihrem jeweiligen Glückszustand zu befragen, wobei die Antwort dann zwangsläufig von der subjektiven Selbsteinschätzung der Befragten abhängt.

Eine Einschätzung des eigenen Glückszustandes ist aber gar nicht so einfach. Stellen Sie sich vor, Sie werden plötzlich von jemandem auf der Straße angesprochen, der Ihnen folgende Frage stellt: „Alles in allem, wie würden Sie Ihren Zustand in letzter Zeit beschreiben – Würden Sie sagen, dass Sie a) sehr glücklich, b) ziemlich glücklich, oder c) nicht so glücklich sind?“